

# "Kann der Mensch ohne Sprache gedacht werden?" : Die transzendente Rolle der Sprache bei Fichte

Autor(en): **Imhof, Silvan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg**

Band (Jahr): **55 (2008)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-761207>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# „Kann der Mensch ohne Sprache gedacht werden?“

## Die transzendente Rolle der Sprache bei Fichte

### I. DAS PROBLEM DER SPRACHE IN FICHTES WISSENSCHAFTSLEHRE

Fichte thematisiert Sprache in zwei verschiedenen Zusammenhängen: Beim einen geht es um Probleme der sprachlichen Darstellungsweise seiner Wissenschaftslehre, deren verschiedene Fassungen sowohl in ihrer äusseren Form als auch in der verwendeten philosophischen Terminologie stark voneinander abweichen. Die sprachlichen Revisionen waren zwar auch durch inhaltliche Gründe und das Bestreben motiviert, Verständnisschwierigkeiten auszuräumen, dahinter steht aber zudem Fichtes erklärte Überzeugung, dass die Wissenschaftslehre unabhängig von einer bestimmten sprachlichen Einkleidung *einen* bestimmten Gehalt habe: Was zählt, ist der „Geist“ und nicht der „Buchstabe“ und der Geist ist durch den Buchstaben sogar nicht einmal angemessen darzustellen. Auf diese erste, meta- oder vorthoretische Thematisierung von Sprache werde ich hier nicht weiter eingehen.<sup>1</sup>

Der andere Bereich ist derjenige, wo Sprache selbst Gegenstand der Wissenschaftslehre ist, wo also innerhalb der Wissenschaftslehre eine Theorie der Sprache entwickelt wird. Allerdings hat Fichte zum Thema Sprache in dieser Hinsicht recht wenig gesagt. Abgesehen von einem Abschnitt „Ueber den Ursprung der Sprache überhaupt“ in seinem Manuskript von 1796 zu den Vorlesungen *Logik und Metaphysik* nach Platners *Philoso-*

<sup>1</sup> Das Problem der veränderten Vortragsformen der Wissenschaftslehre behandelt Widmann am Beispiel der Fassungen von 1804 und 1805 (WIDMAN, Joachim: *Das Problem der veränderten Vortragsformen von Fichtes Wissenschaftslehre – am Beispiel der Texte von 1804<sup>2</sup> und 1805*. In: HAMMACHER, Klaus [Hg.]: *Der transzendente Gedanke. Die gegenwärtige Darstellung der Philosophie Fichtes*. Hamburg: Meiner 1981, 143–154). Gründe für Fichtes Sprachskepsis arbeitet Rohs heraus (ROHS, Peter: *Fichte und Herder*. In: HEINZ, Marion [Hg.]: *Herder und die Philosophie des deutschen Idealismus* [= Fichte-Studien-Supplementa Bd. 8]. Amsterdam/Atlanta: Rodopi 1997, 256–268); Zahn stellt deren Zusammenhang mit Fichtes Sprachtheorie her (ZAHN, Manfred: *Fichtes Sprachproblem und die Darstellung der Wissenschaftslehre*. In: HAMMACHER, Klaus [Hg.]: *Der transzendente Gedanke. Die gegenwärtige Darstellung der Philosophie Fichtes*. Hamburg: Meiner 1981, 155–170). Vgl. daneben zum Problem der sprachlichen Darstellung JERGIUS, Holger: *Philosophische Sprache und analytische Sprachkritik. Bemerkungen zu Fichtes Wissenschaftslehre*. Freiburg/München: Alber 1975, besonders 95f., der aus solchen Überlegungen bei Fichte sogar argumentativen Nutzen gegen gewisse Vorstellungen in der analytischen Philosophie schlagen will.

*phischen Aphorismen* (1793) und dem entsprechenden Text der *Kollegnachschrift* derselben Vorlesungen aus dem Jahr 1797 hat er ihm nur gerade eine kurze Abhandlung gewidmet, *Über die Sprachfähigkeit und den Ursprung der Sprache* von 1795. Fichte hat seine dort vertretene Sprachauffassung zunächst in Anlehnung an die Vorlesungen *Logik und Metaphysik* konzipiert, die er erstmals im Wintersemester 1794/95 hielt, und sie in denselben Vorlesungen der folgenden Jahre entsprechend der Entwicklung der Wissenschaftslehre weiter ausgearbeitet.<sup>2</sup> Da es mir hier um die systematische Stellung der Sprache in der Wissenschaftslehre der Jenaer Zeit geht, werde ich mich auf diese Texte beschränken und spätere Ausführungen, etwa in den *Reden an die Deutsche Nation* von 1808, unberücksichtigt lassen.

Fichtes Abhandlung ist der einzige einschlägige Beitrag zur Sprachphilosophie aus dem Lager der Transzendentalisten – von Kant selber gibt es nur einzelne verstreute Bemerkungen. Bereits seine Anlage macht aber eine Beurteilung der Relevanz der Sprachtheorie sowie ihre systematische Einordnung schwierig: Während sonst selbst Fichtes populärphilosophische Schriften mindestens implizit an Grundgedanken der Wissenschaftslehre anknüpfen, ist das bei der *Sprachschrift* auf den ersten Blick nicht der Fall, und die Lösung der aufgegriffenen Probleme scheint nicht aus Prinzipien der Wissenschaftslehre geführt zu werden. Gleichzeitig thematisiert Fichte vornehmlich die Frage des Sprachursprungs sowie, im Rahmen einer Geschichte der Sprache a priori, der Grammatik, beides eher empirische, und nicht transzendente Fragen. So scheint der Text ein Beitrag unter anderen zur Sprachursprungs- und Grammatikdiskussion seiner Zeit zu sein, jedoch kaum Substantielles zur Wissenschaftslehre beizutragen.<sup>3</sup> Die Forschung beschränkt sich denn auch weitgehend auf die Untersuchung von Fichtes *Sprachschrift* im historischen Kontext von Sprach- und Sprachursprungstheorien seiner Zeitgenossen, insbesondere Herders und Wilhelm von Humboldts.<sup>4</sup> Hervorgehoben wird immer wieder der Vorrang des

<sup>2</sup> Vgl. das Vorwort der Herausgeber zu FICHTE, Johann Gottlieb: *Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache*. J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. I,3. Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann 1966, 93–95.

<sup>3</sup> Surber versucht zwar, Fichtes Grammatiktheorie an die ersten Grundsätze der Wissenschaftslehre anzubinden, textlich lässt sich das aber nicht festmachen und seine Rekonstruktion vermag auch nicht durchwegs zu überzeugen (vgl. SURBER, Jere Paul: *Language and German Idealism. Fichte's Linguistic Philosophy*. Atlantic Highlands: Humanities Press 1996, 99–106, und SURBER, Jere Paul: *J. G. Fichte and the 'Scientific' Reconstruction of Grammar*. In: BREAZEALE, Daniel / ROCKMORE, Tom [Hg.]: *New Perspectives on Fichte*. Atlantic Highlands: Humanities Press 1996, 61–77, hier 64).

<sup>4</sup> Vgl. z.B. STETTER, Christian (1989): „Über Denken und Sprechen“: *Wilhelm von Humboldt zwischen Fichte und Herder*. In: SCHARF, Hans-Werner (Hg.): *Wilhelm von Humboldts Sprachdenken. Symposium zum 150. Todestag Düsseldorf, 28.–30.6.1985*. Essen: Hobbing 1989, 25–46; HELFER, Martha B.: *Herder, Fichte, and Humboldt's „Thinking and Speaking“*. In: MUELLER-VOLLMER, Kurt (Hg.): *Herder Today. Contributions from the International Herder Conference Nov. 5–8, 1987 Stanford, California*. Berlin/New York: de Gruyter 1990, 367–381; HENNIGFELD, Jochem: *Fichte und Humboldt – Zur Frage der Nationalsprache*. In:

Denkens gegenüber der Sprache bei Fichte, womit er eine Gegenposition vor allem zu Herder einnimmt. Fichte drückt das auch deutlich in einer oft zitierten Anmerkung aus, die auch hier nicht fehlen soll: „Die Sprache ist meiner Ueberzeugung nach für viel zu wichtig gehalten worden, wenn man geglaubt hat, dass ohne sie überhaupt kein Vernunftgebrauch Statt gefunden haben würde.“<sup>5</sup> Das alles spricht dafür, mit der Feststellung des Primats der Vernunft vor der Sprache nicht nur die Texte zur Sprache, sondern das Sprachproblem in Fichtes Philosophie überhaupt für nebensächlich zu erklären.<sup>6</sup>

Es gibt aber zumindest einen konkreten Anknüpfungspunkt von Fichtes Sprachtheorie an die Wissenschaftslehre, auf den in der Forschungsliteratur auch mehrfach hingewiesen wird: die Interpersonalitätslehre in der *Grundlage des Naturrechts* von 1796.<sup>7</sup> Fichte greift in *Logik und Metaphysik* und der *Kollegnachschrift* ausdrücklich darauf zurück<sup>8</sup> und behauptet sogar, dass die Notwendigkeit des Zeichengebrauchs bereits dort „vollständig bewiesen“<sup>9</sup> sei. Diese Verbindung lässt sich demnach nicht bestreiten, zeigt aber noch nicht, dass die Sprachtheorie mehr ist, als ein beiläufiges Element der angewandten Wissenschaftslehre. Es lässt sich jedoch zusätzlich in Betracht ziehen – und ich werde das im Folgenden tun –, dass die Sprachtheorie selbst tragendes Element des Systems ist, dem eine echte, begrün-

Fichte-Studien 2 (1990) 37–50; JANKE, Wolfgang: *Logos: Vernunft und Wort. Humboldts Weg zur Sprache und Fichtes Sprachabhandlungen*. In: DERS.: *Entgegensetzungen. Studien zu Fichte-Konfrontationen von Rousseau bis Kierkegaard*. Amsterdam/Atlanta: Rodopi 1994, 23–45; ROHS, Peter: *Fichte und Herder*. In: HEINZ, Marion (Hg.): *Herder und die Philosophie des deutschen Idealismus* (= Fichte-Studien-Supplementa Bd. 8). Amsterdam/Atlanta: Rodopi 1997, 256–268; VESSEY, David: *Language as Encoding Thought vs. Language as Medium of Thought: On the Question of J. G. Fichte's Influence on Wilhelm von Humboldt*. In: *Idealistic Studies* 36.3 (2006) 219–234. Schurr-Lorusso bettet in ihrer gründlichen Arbeit Fichtes Sprachschrift in einen weiteren historischen Kontext ein (vgl. SCHURR-LORUSSO, Anna Maria: *Il pensiero linguistico di J. G. Fichte*. In: *Lingua e stile* 2 [1970] 253–270).

<sup>5</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 103.

<sup>6</sup> Jergius (*Philosophische Sprache*, 233) und Barbarić (BARBARIĆ, Damir: *Fichtes Gedanken vom Wesen der Sprache*. In: Fichte-Studien 19 [2002] 213–222, hier 221f.) halten unter Berufung auf die oben zitierte Stelle gemeinsam fest, dass „Sprache für Fichte kein eigentlich philosophisches Thema gewesen“ sei, dagegen wird für Widmann dem Phänomen der Sprache in Fichtes Philosophie „ausserordentliche Bedeutung“ beigemessen (WIDMAN, Joachim: *Johann Gottlieb Fichte. Einführung in seine Philosophie*. Berlin/New York: de Gruyter 1982, 147). Während letztere Behauptung angesichts der unzureichenden Behandlung des Themas in Fichtes Werk übertrieben erscheint, ist die erste Position sachlich nicht gerechtfertigt.

<sup>7</sup> Z.B. ZAHN: *Fichtes Sprachproblem*, 158f. und 164f. Anm. 38, und JANKE: *Logos: Vernunft und Wort*, 39.

<sup>8</sup> Vgl. FICHTE, Johann Gottlieb: [Zu Platners „*Philosophischen Aphorismen. Vorlesungen über Logik und Metaphysik*]. J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. II,4. Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann 1976, 159, und FICHTE, Johann Gottlieb: *Vorlesungen über Logik und Metaphysik als populäre Einleitung in die gesamte Philosophie, Kollegnachschrift 1796–1798*. J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. IV,1. Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann 1977, 293.

<sup>9</sup> FICHTE: *Kollegnachschrift*, 293.

dende Funktion zukommt. Das würde dann heissen, dass die Sprache im System transzendentaler Bedingungen des vernünftigen Selbstbewusstseins selbst eine dieser Bedingungen ist. Damit ist die Theorie der Sprache Teil des kritischen Geschäfts und systematisch unverzichtbar. Der Vorrang der Vernunft vor der Sprache bei Fichte bleibt unbestritten, er kommt aber nicht einer systematischen Marginalisierung oder gar einem Ausschluss der Sprache aus seinem System gleich. Dies lässt sich nur durch eine Rekonstruktion des Begründungsverhältnisses von Interpersonalitätslehre und Sprachtheorie zeigen, die bislang unterblieben ist.

Den einzigen alternativen Vorschlag macht Surber:<sup>10</sup> Er verortet den substanziellen systematischen Beitrag in Fichtes Grammatiktheorie. Diese sei als Antwort auf Hamanns „Metakritik“ gedacht, der gemäss eine Kritik der Vernunft unreflektiert in den Strukturen der historischen Sprachen befangen sei, wodurch deren Ergebnisse von der aktuellen Sprache abhängig würden. Entsprechend müsse ihr eine Kritik der Sprache vorausgehen. Fichtes Ziel in *Von der Sprachfähigkeit*, so Surber, sei es zu zeigen, dass eine Deduktion allgemeiner Strukturelemente der Sprache a priori möglich sei, womit die Metakritik abgewendet und das kritische Projekt auf sicheren Grund gestellt werde.<sup>11</sup> Surbers Punkt mag interessant sein, es sind aber doch mindestens zwei Bedenken anzubringen: Fichte würde erstens das vorgebliche Ziel des Arguments allzu offensichtlich verfehlen, da er sich einer *petitio principii* schuldig machen würde. Die Grundsätze, auf denen die Deduktion der Grammatik beruht – nach Surber die ersten Grundsätze der Wissenschaftslehre –, setzen gemäss der Metakritik bereits diese Grammatik voraus. Zweitens gibt es, wie Surber zugibt,<sup>12</sup> keine textlichen Anhaltspunkte, dass Fichte ein solches Argument im Blick hatte oder sich überhaupt je auf die Metakritik eingelassen hätte. Dagegen ist die Verbindung mit der Interpersonalitätslehre konkret nachzuweisen.

Surber sieht zwar sehr wohl auch die wesentlichen Gesichtspunkte von Fichtes „Semiotik“ und seinen Thesen<sup>13</sup> ist sachlich auch zuzustimmen: Sprache ist die intentionale, absichtliche Verwendung von Zeichen in einem intersubjektiven Kontext. Da sein Hauptaugenmerk aber auf Fichtes „Linguistik“, der Grammatiktheorie, liegt, belegt er diese Thesen nur ungenügend, insbesondere fehlt eine präzise Rekonstruktion der begrifflichen Verhältnisse anhand von Fichtes Texten. Eine solche werde ich in Teil II liefern. Erst dadurch wird es möglich, die Anknüpfung an die Interpersonalitätslehre herzustellen und die systematische Rolle der Sprachtheorie richtig zu stellen (Teil III): Als Mittel der Kommunikation ist Sprache die

<sup>10</sup> Vgl. SURBER, Jere Paul: *The Historical and Systematic Place of Fichte's Reflections on Language*. In: BREAZEALE, Daniel / ROCKMORE, Tom (Hg.): *Fichte. Historical Contexts / Contemporary Controversies*. Atlantic Highlands: Humanities Press 1994, 113–127; DERS.: *Language and German Idealism* und DERS.: ‚Scientific‘ *Reconstruction of Grammar*.

<sup>11</sup> Vgl. SURBER: *Language and German Idealism*, 11f. und 105f.

<sup>12</sup> Vgl. SURBER: *Language and German Idealism*, 110.

<sup>13</sup> Vgl. SURBER: *Language and German Idealism*, 33f. und 43f.

abschliessende Bedingung der Interpersonalität. Anders als Surber das sieht,<sup>14</sup> deduziert Fichte Sprache im Rahmen der Wissenschaftslehre, auch wenn er die Deduktion nicht gerade lückenlos ausgeführt hat – eine Rekonstruktion werde ich im Folgenden vorschlagen.

## II. FICHTE'S THEORIE DER SPRACHE

Fichtes Sprachschrift wie auch der Abschnitt über Sprachfähigkeit in den Vorlesungen *Logik und Metaphysik* gliedert sich inhaltlich in zwei Teile: Der erste ist der Frage gewidmet, weshalb die Idee der Sprache notwendig sei, während sich der zweite damit beschäftigt, wie diese Idee realisiert werden müsse.<sup>15</sup> Nur der erste Teil – und nur soweit er sich mit Sprachfähigkeit und nicht mit dem Sprachursprung auseinandersetzt – ist im eigentlichen Sinn transzendentalphilosophischer Natur und somit integraler Bestandteil des Systems. Fichte versucht hier, die Idee der Sprache aus der „Natur der menschlichen Vernunft“<sup>16</sup> abzuleiten und das kann nichts anderes heissen, als dass er den Begriff der Sprache als transzendentalnotwendige Bedingung der Möglichkeit des Selbstbewusstseins ausweisen will: Vernünftige, selbstbewusste und autonome Wesen sind nur denkbar, sofern sie auch als sprachfähige Wesen gedacht werden. Diese transzendente Herangehensweise unterscheidet Fichtes Ansatz schon einmal grundsätzlich von reinen Ursprungstheorien wie der Herder'schen.<sup>17</sup>

Der zweite Teil ist eine „Geschichte der Sprache a priori“.<sup>18</sup> Nachdem er den Begriff der Sprache als Bedingung der Möglichkeit vernünftiger Wesen ausgewiesen hat, beansprucht Fichte auch noch zu zeigen, dass es apriorische Voraussetzungen der Erfüllung dieser Bedingung gibt, d.h., dass nicht nur der Begriff der Sprache notwendig ist, sondern auch eine bestimmte Weise der Realisierung von Sprache. Mithin sollen apriorische Strukturen der tatsächlichen Sprache bzw. Sprachen ausgemacht und so vor allem deren grammatische Struktur aus der Vernunft erklärt werden. Dies allein mag vielleicht noch im Rahmen der Möglichkeit transzendentalphilosophischer Überlegung bleiben; Fichte geht aber noch weiter und will die verschiedenen grammatischen Strukturelemente als Stufen einer sprachgeschichtlichen Entwicklung verstanden wissen. Spätestens hier übertreibt er die transzendente Methode und macht einen unberechtigten Schritt in empirisches Gebiet.<sup>19</sup> Ich werde mich deshalb auf den eigentlich

<sup>14</sup> Vgl. SURBER: *Language and German Idealism*, 77 Anm. 8.

<sup>15</sup> Vgl. FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 98.

<sup>16</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 97.

<sup>17</sup> Den Hinweis auf die transzendente Umdeutung der Ursprungsfrage gibt auch SURBER: *Fichte's Reflections on Language*, 116.

<sup>18</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 99.

<sup>19</sup> Vgl. HENNIGFELD: *Fichte und Humboldt*, 44f. Dagegen stellt Surber die methodische Legitimität von Fichtes grammatikalischen Überlegungen überhaupt nicht in Frage.

transzendentalphilosophischen Teil von Fichtes Sprachtheorie konzentrieren.

Am Anfang der Sprachschrift gibt Fichte prägnante Definitionen von Sprache bzw. Sprachfähigkeit:

„Sprache, im weitesten Sinne des Worts, ist der Ausdruck unserer Gedanken durch willkürliche Zeichen.“

„Sprachfähigkeit ist das Vermögen, seine Gedanken willkürlich zu bezeichnen.“<sup>20</sup>

Für sich genommen sind diese Formulierungen nicht einmal originell, sie drücken die traditionelle Auffassung aus, dass Sprache (bloss) ein Spiegel des Denkens sei. Dabei handelt es sich geradezu um einen Topos:<sup>21</sup> Beinahe gleich lautende Definitionen gibt es auch bei Maimon, Kant und Hegel – beinahe, denn im Gegensatz zu Fichte verwendet keiner dieser Denker den Begriff der Willkür. Mit einer Klärung dieses Begriffs werde ich beginnen, um Fichtes originellen sprachtheoretischen Ansatz herauszuarbeiten.

*Willkür I: Arbitrarität der Zeichen.* Fichtes Theorie der Sprache ist eine Theorie der Zeichenverwendung, denn es geht darum, „den Gebrauch der willkürlichen Zeichen“<sup>22</sup> zu erklären. Das Problem stellt sich folgendermassen: Wie können Dinge der empirischen Welt, als Zeichen, zum Ausdruck von Gedanken gebraucht werden und so zu einem intelligiblen Moment kommen? Für Fichte bedeutet das, dass die Frage beantwortet werden muss, wie die Verwendung von Zeichen in einem Bedingungsverhältnis zur menschlichen Vernunft steht, wie also Zeichenverwendung aus der Konstitution menschlicher Vernunft notwendig folgt.

Das intelligente Moment eines Zeichens liegt in der Willkür der Sprecher, in der willentlichen Wahl der Zeichen (auf eine weitere Bedeutung von „Willkür“ werde ich im nächsten Abschnitt eingehen). Darauf spielt die erste oben angeführte Definition an. Fichte meint damit zum einen, dass es wesentlich vom Willen bzw. der Wahl der Sprachverwender abhängt, welches wahrnehmbare Ding als Zeichen verwendet wird; und zum anderen, dass ein beliebiges wahrnehmbares Ding als Zeichen für etwas Beliebigen fungieren kann, dass es also unabhängig von seiner spezifischen empirischen Beschaffenheit als sprachliches Zeichen dienen kann. Beides zusammen charakterisiert die Arbitrarität sprachlicher Zeichen.

<sup>20</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 97 und 98. In *Logik und Metaphysik* und der *Kollegnachschrift* finden sich keine ähnlich lautenden Stellen mehr, dennoch denke ich, dass die Formulierungen sachlich gültig bleiben und mindestens als heuristischer Ausgangspunkt für die Darlegung von Fichtes Auffassung dienen können.

<sup>21</sup> Vgl. JANKE, Wolfgang: *Die Wörter ‚Sein‘ und ‚Ding‘ – Überlegungen zu Fichtes Theorie der Sprache*. In: HAMMACHER, Klaus (Hg.): *Der transzendente Gedanke. Die gegenwärtige Darstellung der Philosophie Fichtes*. Hamburg: Meiner 1981, 49–69, hier 51f.

<sup>22</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 97.

Fichte richtet sich dabei vor allem gegen die Annahme einer „natürlichen Aehnlichkeit“<sup>23</sup> von Zeichen und Bezeichnetem *als wesentlich* für die Möglichkeit von Sprache, wie sie von Verfechtern eines natürlichen Ursprungs der Sprache vertreten wurde, unter anderem von Herder.

Fichte wird zwar in seiner apriorischen Sprachgeschichte davon sprechen, dass die ersten Sprecher die Dinge durch Imitation natürlicher Merkmale (Gestalt, Laut) bezeichnet hätten<sup>24</sup> (auf diesen Punkt werde ich im Exkurs unten noch eigens eingehen). Dabei handelt es sich aber bereits um Überlegungen darüber, wie der Zweck der Sprache am effizientesten realisiert werden konnte: Die Ähnlichkeit von Zeichen und Bezeichnetem kann die Erreichung des sprachlichen Zwecks erleichtern. Dagegen ist in der eigentlich transzendentalen Begründung eine solche Ähnlichkeit „völlig gleichgültig“.<sup>25</sup>

*Willkür II: Sprechen mit Absicht.* Sprache ist aber nicht nur das Ausdrücken von Gedanken mittels willkürlich gewählter Zeichen, sondern auch der willkürliche Ausdruck von Gedanken, wie es Fichtes zweite Definition der Sprachfähigkeit nahe legt. Das ist ein Hinweis darauf, dass es bei der Zeichenverwendung nicht um expressives Verhalten geht: „Unwillkürlicher Ausbruch der Empfindung ist nicht *Sprache*.“<sup>26</sup> Im Gegensatz zu einem unwillkürlichen, natürlichen Schmerzlaut zum Beispiel wird ein sprachliches Zeichen mit der *Absicht* gebraucht, einen Gedanken auszudrücken: „mechanischerweise‘ ist keine Sprache: das möchte ich wohl wissen: u. jezt sehen: Sprache setzt *Absicht* voraus.“<sup>27</sup> Damit grenzt sich Fichte gegen eine andere Variante naturalistischer Sprachbegründung ab, welche Sprache auf natürliche Empfindungsausserungen zurückführen möchte.<sup>28</sup>

„Willkür“ heisst also einmal, dass sprachliche Zeichen willkürlich sind im Sinne von „arbiträr“; aber auch die Verwendung von sprachlichen Zeichen ist willkürlich im Sinne von „absichtlich“.<sup>29</sup> Was beide Verwendungsweisen verbindet, ist, dass sowohl, was als sprachliches Zeichen verwendet werden kann, wie auch die konkrete Verwendung dieser Zeichen

<sup>23</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 98.

<sup>24</sup> Vgl. FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 103f.

<sup>25</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 98.

<sup>26</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 98.

<sup>27</sup> FICHTE: *Logik und Metaphysik*, 108; vgl. DERS.: *Kollegnachschrift*, 325.

<sup>28</sup> Neben Platner, auf den sich das Zitat bezieht (vgl. PLATNER, Ernst: *Philosophische Aphorismen nebst einigen Anleitungen zur philosophischen Geschichte*. J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. II,4S. Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann 1977, 116), ist an Condillac zu denken.

<sup>29</sup> In der Regel wird „willkürlich“ in Fichtes Texten als „absichtlich“ gelesen. Auf die zweifache Verwendungsweise von „willkürlich“ weist Schurr-Lorussio (*Il pensiero linguistico*, 260f.) hin. Surber unterscheidet sogar vier Sinne von „willkürlich“, drei davon sind jedoch Varianten des Arbiträren (vgl. *Language and German Idealism*, 34f.). Zur Geschichte des „arbitraire du signe“ in der Sprachtheorie vgl. COSERIU, Eugenio: *L'arbitraire du signe. Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffs*. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 204 (1969) 81–112, der auch Fichte erwähnt.

ausschliesslich vom Willen bzw. den Absichten sprechender Subjekte bestimmt wird. Beides hat einen intelligiblen Grund und liegt nicht in der sinnlich-empirischen Beschaffenheit der Zeichen (Gestalt) oder der Sprecher (Empfindung). Wir werden sehen, dass für Fichte die Absichten und Zwecke der Sprecher den Sprachgebrauch konstituieren.

*Exkurs: Natürliche Ähnlichkeit und Konventionen.* Fichte verfolgt im Übrigen durchaus eine „natürliche“ Erklärung, wenn es nicht mehr um das eigentlich transzendente Problem geht, sondern um die geschichtliche Entwicklung der Sprache und der sprachlichen Mittel. Seine Überlegung ist die, dass mit einem bestimmten Grad der Entwicklung der Vernunft bestimmte Anforderungen an die sprachlichen Ausdrucksmittel entstehen, die notwendig auf eine bestimmte Weise im Rahmen der empirischen Gegebenheiten (Sinnesausstattung, Sprechorgane, natürliche und kulturelle Anforderungen) erfüllt werden.<sup>30</sup> Eine „natürliche“ Erklärung ist, so verstanden, keine naturalistische, sondern eine aus der Natur der Vernunft, welche die Bedingungen für die Realisierung von Sprache mit den zur Verfügung stehenden natürlichen Mitteln vorgibt. Fichte geht in diesem Kontext so weit zu behaupten, dass die ersten Wörter durchgehend natürliche Ähnlichkeit mit dem Bezeichneten aufwiesen:

„Die ersten Zeichen der Dinge waren, nach diesen Grundsätzen, hergenommen von den Wirkungen der Natur: sie waren nichts weiter, als eine Nachahmung derselben. Hier war die Mittheilung der Gedanken selbst willkürlich, wie sie es bei jeder Sprache sein muss, aber nicht die Art dieser Mittheilung: es stand in meiner Willkür, ob ich dem andern meine Gedanken bezeichnen wollte, oder nicht; aber im Zeichen selbst war keine Willkür.“<sup>31</sup>

In dieser Textstelle wird noch einmal Fichtes zweifache Verwendung von „Willkür“ deutlich. Die Irrelevanz der natürlichen Ähnlichkeit bzw. der empirischen Beschaffenheit des Zeichenmaterials und somit auch der Aspekt der Willkür als Arbitrarität ist hier zugunsten ihres Aspekts als Absichtlichkeit völlig zurückgenommen.

Motiviert ist der Versuch einer natürlichen Erklärung durch Fichtes Abwehrhaltung gegen jegliche Erklärung durch Konventionen, worunter er explizite Festsetzungen von sprachlichen Zeichen durch Verabredung bzw. Übereinkunft versteht – wobei von Konventionalisten naturgemäss auf die Arbitrarität der Zeichen verwiesen wird: „Es kommt alles darauf an, so wenig als möglich, der Verabredung, u. der Willkühr zu überlassen. [...] Verabredung ist unwarscheinlich, u. dreht sich im Zirkel.“<sup>32</sup> Fichte hat zwar Recht damit, dass Konventionen im Sinne expliziter Verabredungen sowohl transzendental wie auch historisch eine Form der Verständigung

<sup>30</sup> Vgl. z.B. FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 115 und 126.

<sup>31</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 103f.

<sup>32</sup> FICHTE: *Logik und Metaphysik*, 166; vgl. FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 97. Die für Fichte relevanten Vertreter aus dem Lager der Konventionalisten sind Hobbes und Rousseau.

über die Festlegung von Zeichen zirkulär voraussetzen. Das macht Konventionen für eine transzendente Bestimmung des Sprachbegriffs und für die Erklärung des Sprachursprungs untauglich. Nun meint Fichte aber, dass Konventionen überhaupt keine Rolle spielen dürften. Das ist argumentativ nicht mehr nachvollziehbar. Fichte selbst scheint dann zumindest implizite Konventionen auch zuzulassen, er führt jedenfalls Beispiele an, wo Zeichengebrauch auf autoritäre Weise reglementiert wird.<sup>33</sup> Das geht zwar auf natürliche Weise vonstatten, nichtsdestotrotz wird durch Anerkennung eines Zeichengebrauchs implizit eine Konvention eingeführt.

So wenig Fichte sprachgeschichtlich die Bedeutung der natürlichen Ähnlichkeit bestreitet, so wenig braucht er die Rolle von Konventionen grundsätzlich abzulehnen. Wichtig ist nur, dass die Funktion der Sprache weder konventionalistisch noch naturalistisch erklärt werden kann.

*Das Ausdrücken von Gedanken.* Mit der Verwendung sprachlicher Zeichen werden also nicht unwillkürlich Empfindungen, sondern absichtlich Gedanken ausgedrückt. Fichte geht im Kontext der Sprachtheorie nicht auf die allgemeine Form von Gedanken ein und sagt entsprechend auch nichts über die Struktur des durch das Zeichen Ausgedrückten. Das liegt daran, dass die Form des Gedankens in seinen Augen keine spezifisch sprachliche ist.<sup>34</sup> Und umgekehrt ist, wie gesehen, das Zeichen auch in dem Sinne willkürlich, dass es unabhängig von seiner empirischen Beschaffenheit, also auch von seiner Struktur, einen beliebigen Gedanken ausdrücken kann: Die Struktur des Gedankens braucht dem Zeichen nicht irgendwie aufgeprägt zu werden. Im besten Fall – Fichte legt das in seiner apriorischen Sprachgeschichte nahe – spiegelt sich die gedankliche Struktur in den grammatischen Formen der Sprache wieder; das ist aber nicht wesentlich.

Deutlich wird beides, die Irrelevanz der Zeichenstruktur wie auch die von Fichte vorausgesetzte Struktur von Gedanken, aus seinen Aussagen über die genetisch ersten Zeichen: „Die ersten Wörter drückten ganze Sätze aus. Subject, u Prädikat wurde durch denselben Laut bezeichnet“.<sup>35</sup> Mit einem einzigen Laut oder Wort kann also ein ganzer „Satz“ ausgedrückt werden. Wenn Fichte das mit einem Urwort Ausgedrückte unter den grammatischen Begriff des Satzes fasst, kann er damit nur das meinen, was in einer weiter entwickelten Sprache in der grammatischen Form eines Satzes ausgedrückt würde. Letztere umfasst „ein Substantiv und ein Zeitwort“,<sup>36</sup> welche, wie das Zitat andeutet, den logischen Kategorien von Subjekt und Prädikat entsprechen. Die Beziehung von Subjektbegriff und

<sup>33</sup> Vgl. z.B. FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 110.

<sup>34</sup> Vgl. die oben zitierte Anmerkung aus FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 103.

<sup>35</sup> FICHTE: *Logik und Metaphysik*, 171.

<sup>36</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 115.

Prädikatbegriff stellt aber ein Urteil dar.<sup>37</sup> Darin zeigt sich der Vorrang der Vernunft vor der Sprache: Was sprachlich ausgedrückt wird, ist bereits vorsprachlich begriffen und in der Form von Urteilen erfasst. Allerdings zeigt sich auch, dass Fichte vom Topos, dass Sprache bloss ein Spiegel des Denkens sei, trotzdem abweicht: Der sprachliche Ausdruck weist nicht notwendig die Struktur des ausgedrückten Gedankens auf, denn er ist nicht an eine grammatische Struktur, insbesondere die Subjekt-Prädikat-Struktur, gebunden. Im Extremfall des Urworts ist er sogar völlig unstrukturiert.

Für die Lösung des Ausgangsproblems – wie können Dinge der empirischen Welt als Zeichen über ein intelligibles Moment verfügen? – ist damit noch nichts gewonnen; im Gegenteil, das Problem hat sich dadurch noch verschärft, dass Fichte eine strukturelle Übereinstimmung von Ausdruck und Gedanken für unwesentlich hält: Was ausgedrückt werden soll, gehört der Welt des Begrifflichen an, ist also etwas genuin Intelligibles. Und für Zeichen gibt es weder Anforderungen an ihre Struktur noch an ihre empirische Beschaffenheit, damit sie Gedanken ausdrücken können. Was bleibt dann noch übrig?

*Der Charakter des Zeichens.* Fichte spricht in den zitierten Definitionen nicht nur vom Ausdrücken von Gedanken, sondern auch von der willkürlichen *Bezeichnung* von Gedanken. Man könnte erwarten, dass Zeichen vor allem Dinge bezeichnen.<sup>38</sup> Und Fichte spricht tatsächlich auch von dieser „Bezeichnung der Dinge“.<sup>39</sup> Offenbar liegt hier eine ambige Verwendung von „bezeichnen“ vor: Einerseits wird ein Gedanke bezeichnet, der von etwas handelt, andererseits wird dasjenige bezeichnet, wovon der Gedanke handelt, Gegenstände bzw. Sachverhalte. Dieser Ambiguität scheint sich Fichte nicht bewusst gewesen zu sein,<sup>40</sup> seine zweifache Verwendung von „bezeichnen“ ist aber dadurch motiviert, wie er die Funktionsweise von Zeichen versteht:

„Meine freie Reflexion wird geleitet. – u. das ist eben der Charakter des Zeichens. – . Ein Wink, ein Hindeuten, u. s. f. versteht jeder [.]“<sup>41</sup>

<sup>37</sup> Vgl. FICHTE: *Logik und Metaphysik*, 185: „Zu einem Urtheile gehören zuförderst zwei Begriffe *Subject*, u. *Prädikat*: Beide werden aneinander gehalten, u. entweder vereinigt [...] oder getrennt.“

<sup>38</sup> Sprachphilosophiegeschichtlich handelt es sich allerdings auch hier um einen Topos, der sich etwa bei Locke, Leibniz und auch schon bei Aristoteles und Augustinus findet: Sprachliche Zeichen bezeichnen zunächst Geistiges und erst vermittels dessen Sachbezogenheit die Dinge. Es ist im Übrigen nicht zu vergessen, dass für den transzendentalen Idealisten Fichte die Dinge, auch als Bezugsgegenstände, subjektiv konstituiert, also Vorstellungen sind. Der transzendente Idealismus fällt allerdings im Zusammenhang mit dem Sprachproblem nicht weiter ins Gewicht, so dass sich Fichte hier der naiven Redeweise über Dinge im Gegensatz zu Vorstellungen bedienen kann.

<sup>39</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 104.

<sup>40</sup> Vgl. z.B. die oben zitierte Stelle aus FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 103f., wo Fichte sowohl von Zeichen der Dinge wie auch vom Bezeichnen von Gedanken spricht.

<sup>41</sup> FICHTE: *Logik und Metaphysik*, 159.

„der ursprünglichste Charakter der Zeichens ist ohngefähr ausgedrückt im Winke, im Hindeuten mit dem Auge u. Finger;“<sup>42</sup>

Zeichenverwendung ist für Fichte grundsätzlich nichts anderes als eine Form eines deiktischen Aktes, gewissermassen eine ausgebaute Zeigegeste. Deren Funktion ist es, die Aufmerksamkeit eines Adressaten auf einen bestimmten Sachverhalt zu lenken: Das Zeichen soll auf diesen *hindeuten*. Entscheidend ist dabei, dass sich das deiktisch verwendete Zeichen, wie eine Zeigegeste, von selber versteht:<sup>43</sup> Es bedarf nicht der natürlichen Ähnlichkeit, so dass das Zeichen nicht als (natürliches) Anzeichen, sondern als Anzeiger zu verstehen ist. Es bedarf auch keiner Konventionen, die dem Zeichen erst eine Bedeutung verleihen, aufgrund deren es sich auf etwas beziehen könnte. Das Zeichen erfüllt seine Funktion alleine dadurch, dass es als empirisches Mittel des Vollzugs eines deiktischen Aktes gebraucht wird. Bereits die Absicht, es hindeutend zu verwenden, macht es zum Zeichen.

Diese deiktische Funktion ist für Fichte das Paradigma des Zeichengebrauchs. Denn nicht nur auf Gegenstände im aktuellen Wahrnehmungsfeld von Sprecher und Adressat, sondern auch auf nichtgegenwärtige Objekte kann man sich auf diese Weise beziehen. Dafür sieht Fichte – sprachgeschichtlich – zunächst eine „Ur- oder Hieroglyphensprache“<sup>44</sup> vor. Die Hieroglyphen haben Ähnlichkeit mit den Dingen, die sie bezeichnen, sie haben eine ähnliche sichtbare, d.h. anschauliche Gestalt, und sollen dadurch dem Adressaten Anlass geben, diese Gestalt „innerlich“, in der Anschauung nachzuahmen, wodurch er zu einem Bild des betreffenden Gegenstands gelangt.<sup>45</sup> Hierbei hat das Zeichen nicht mehr bloss deiktische Funktion, sondern kann seine Rolle nur aufgrund seiner empirischen Beschaffenheit, seiner bildhaften Ähnlichkeit mit dem Bezugsgegenstand, erfüllen. Aber auch bei dieser „Bezeichnung der Dinge durch die Nachahmung ihrer in die Sinne fallenden Eigenschaften“<sup>46</sup> geht es nicht um denotative Zeichenbedeutung, sondern um ein hinweisendes Lenken der Aufmerksamkeit des Hörers auf den im Gedanken intendierten Sachverhalt durch die Imitation empirischer Merkmale.

Ob nun Ähnlichkeit vorliegt oder nicht, „in beiden Fällen habe ich keinen Zweck, als den, die Vorstellung eines bestimmten Gegenstandes bei dem andern zu veranlassen.“<sup>47</sup> Darin liegt denn auch die charakteristische Funktion sprachlicher Zeichen: Ihre Verwendung folgt dem Zweck, einem Adressaten einen Anlass zu geben, eine bestimmte Vorstellung zu bilden, einen bestimmten Gedanken zu fassen.

<sup>42</sup> FICHTE: *Kollegnachschrift*, 295.

<sup>43</sup> Vgl. FICHTE: *Logik und Metaphysik*, 167.

<sup>44</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 103.

<sup>45</sup> Vgl. FICHTE: *Kollegnachschrift*, 306f.

<sup>46</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 104.

<sup>47</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 98.

Damit wird die doppelte Verwendung von „bezeichnen“ verständlich: Ein Gedanke wird dadurch *ausgedrückt bzw. bezeichnet*, dass ein Zeichen verwendet wird, um dem Adressaten denjenigen Gegenstand *anzuzeigen bzw. zu bezeichnen*, auf den sich der Gedanke bezieht, welchen der Sprecher ausdrücken will. Kann es der Sprecher erreichen, dass der Adressat auf den intendierten Gegenstand aufmerksam wird, so erkennt dieser den Gegenstand und fasst einen Gedanken, der sich auf genau diesen Gegenstand bezieht. Damit hat der Adressat den gleichen Gedanken wie der Sprecher, dadurch, dass der Sprecher ihn auf den bewussten Gegenstand aufmerksam gemacht hat. Der Sprecher hat so seinen Gedanken kommuniziert.

Fichtes Position bezüglich der Rolle der Zeichen lässt sich wie folgt zusammenfassen: Ein Zeichen wird mit der Absicht verwendet, die Aufmerksamkeit eines Adressaten auf einen intendierten Sachverhalt zu lenken, und das kann mit dem Zeichen als empirischem Ding erreicht werden, ohne dass zur Verwendungsabsicht noch Konventionen oder Ähnlichkeit hinzukommen müsste. An den sprachlichen Zeichen selber liegt so gut wie gar nichts.<sup>48</sup> Wenn die paradigmatische Rolle sprachlicher Zeichen in ihrer hindeutenden Verwendung, der Lenkung der Aufmerksamkeit liegt, sind sie auch nicht Bedeutungsträger im üblichen Sinn. Fichte selbst braucht den Ausdruck „Bedeutung“ nicht, aber wenn überhaupt ist Bedeutung zu haben eine Eigenschaft von Akten der Zeichenverwendung, nicht von Zeichen.

Ihr intelligibles Moment erhalten Zeichen wesentlich durch die Absicht, mit der sie verwendet werden. Konstitutiv für das Funktionieren von Sprache sind ausschliesslich die Gedanken und Zwecke der Sprecher: die Absicht, Gedanken mitzuteilen, indem sie ausgedrückt werden, derart, dass die Verwendung von Zeichen, verstanden als Hindeuten auf den gedachten Sachverhalt, dem Adressaten Anlass gibt, einen Gedanken mit demselben Gehalt zu fassen. Zeichen übermitteln einen Gehalt dadurch, dass sie eine „Aufforderung“<sup>49</sup> an den Hörer darstellen, seine Gedanken auf denselben Sachverhalt zu richten, wie der Sprecher. Fichte geht es in erster Linie um die Möglichkeit der *Mitteilung* von Gedanken mittels Zeichen. Sie dient der Überbrückung des Grabens der sinnlich-empirischen Welt zwischen

<sup>48</sup> Dazu meint JERGIUS: *Philosophische Sprache*, 135: „Sprache wird hier auf die schwer isolierbare Funktion der blossen Äußerung von Gedanken eingeschränkt und somit als Sprachtheorie eigentlich nur mehr eine Zeichentheorie zugelassen, wogegen der dicke Rest unter dem Namen ‚Vorstellung‘ verhandelt wird.“ Jergius wäre darin zuzustimmen, dass der „dicke Rest“ in Fichtes Sprachtheorie nicht behandelt wird, wenn sich diese tatsächlich auf eine Theorie der Zeichen beschränken würde. Fichte untersucht aber im transzendentalen Teil den *Gebrauch* der Zeichen und versucht gerade die Funktion der Äußerung von Gedanken zu isolieren. Dass dies nicht einfach innerhalb der allgemeinen Theorie der Vorstellung der Wissenschaftslehre geschieht, dass Fichte vielmehr die für den Sprachgebrauch spezifischen Vorstellungen bzw. Absichten herauszuarbeiten versucht, um die Ausdrucksfunktion zu klären, wird Thema des Folgenden sein. Damit liefert Fichte dann doch nicht nur eine blosse Theorie der Zeichen, sondern eine transzendente Sprachtheorie.

<sup>49</sup> FICHTE: *Kollegnachschrift*, 295.

vernünftigen Individuen mit sinnlich-empirischen Mitteln, sie ist wesentlich Medium intersubjektiven Austauschs.

*Das Wesentliche der Sprache.* Fichtes Sprachtheorie ist eine Theorie des *Gebrauchs* von Zeichen. Zeichen sind empirische Gegenstände und ihr Gebrauch stellt eine Modifikation der Sinnenwelt dar. Solche Modifikationen sind für Fichte „reelle“ Handlungen.<sup>50</sup> Es hat sich bisher gezeigt, dass solche Sprechhandlungen durch den Zweck des Sprechers konstituiert sind, „die Vorstellung eines bestimmten Gegenstandes bei dem andern zu veranlassen.“<sup>51</sup> Es sind also wesentlich Kommunikationshandlungen. Wenn, wie Fichte zeigen will, Sprache bei der Erklärung der menschlichen Vernunft notwendig sein soll, müssen sich Sprechhandlungen in einem entscheidenden Punkt von anderen Handlungen unterscheiden. Andernfalls könnten nichtsprachliche Handlungen dieselbe Funktion erfüllen und Sprache wäre dazu nicht erforderlich. Das Unterscheidungsmerkmal ist folgendes:

„Ein vernünftiges Wesen kann aus diesen meinen Handlungen auf das, was ich gedacht habe, schließen. Dies heißt aber nicht *Sprache*. Bei allem, was *Sprache* heißen soll, wird schlechterdings nichts weiter beabsichtigt, als die Bezeichnung des Gedankens; und die Sprache hat außer dieser Bezeichnung ganz und gar keinen Zweck.“<sup>52</sup>

Zeichenverwendung als Mittel sprachlicher Kommunikation soll Gedanken erkennbar machen, sprachliches Handeln hat den Zweck, anderen seine Gedanken zu erkennen zu geben. Aber auch nichtsprachliche Handlungen können Gedanken erkennbar machen, und zwar deshalb, weil auch aus einer solchen Handlung auf deren Gründe, auf Wünsche und Überzeugungen, auf Gedanken des Sprechers geschlossen werden kann. Insbesondere ist natürlich das Resultat einer geglückten Handlung im Gehalt der Handlungsabsicht als der verfolgte Zweck repräsentiert. In diesem Sinne drückt auch eine nichtsprachliche Handlung Gedanken des Handelnden aus.

Allerdings ist es für eine nichtsprachliche Handlung nicht konstitutiv, dass mit ihr ein Gedanke ausgedrückt wird: „ich esse z.B. nicht, um andern anzudeuten, daß ich Hunger fühle“.<sup>53</sup> Dass in einer nichtsprachlichen Handlung ein Gedanke im oben angesprochenen Sinn ausgedrückt bzw. erkennbar gemacht wird, gehört nur kontingenterweise zu ihr – sie kann auch gelingen, wenn darin keine Gedanken erkannt werden. Sprachverwendung verfolgt dagegen wesentlich den Zweck, einen Gedanken

<sup>50</sup> Sowohl JANKE: *Die Wörter ‚Sein‘ und ‚Ding‘*, 54, wie auch ZAHN: *Fichtes Sprachproblem*, 157, sehen offenbar Sprache bei Fichte nicht als Handeln an. Diese Einschätzung ist für mich aus den eben genannten Gründen nicht nachvollziehbar.

<sup>51</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 98.

<sup>52</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 97f.

<sup>53</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 98.

auszudrücken. Sie ist nur dann erfolgreich, wenn der ausgedrückte Gedanke auch tatsächlich erkannt wird; und die Erkenntnis des ausgedrückten Gedankens ist bereits hinreichend für ihren Erfolg. Es kann zwar durchaus noch anderes durch die Mitteilung von Gedanken durch sprachliche Zeichen bezweckt werden. Das gehört dann aber nicht mehr zur Sprechhandlung selber, sondern zu den Zwecken, die mittels Sprechhandlungen verfolgt werden können – darauf werde ich in Teil III zurückkommen. Mit anderen Worten: Eine sprachliche Handlung besteht im Ausdruck eines Gedankens mittels Zeichen, mit der *wesentlichen* Absicht, dass sie als Ausdruck eines Gedankens erkannt wird.

Damit gibt es für Fichte genuin sprachliches Handeln, das sich durch die spezifisch sprachliche Absicht, die *Ausdrucksabsicht*, von anderem Handeln unterscheidet. Entsprechend ist auch das dadurch definierte Handlungsergebnis verschieden: Gewöhnliche Handlungen können nur deshalb als Ausdruck von Gedanken gesehen werden, weil sie aufgrund von Gedanken ausgeführt werden und im Erfolgsfall den beabsichtigten Zweck erkennbar realisieren. Demgegenüber ist der Gehalt des ausgedrückten Gedankens am Zeichen nicht erkennbar. Das Zeichen selbst realisiert nicht schon die mit dem Zeichengebrauch verfolgte Absicht; es bildet ja nicht einmal den ausgedrückten Gedanken ab, da die empirische Form des Zeichens für den Gedankenausdruck irrelevant ist. Das beabsichtigte Resultat einer Sprechhandlung ist keine reelle Veränderung in der empirischen Welt – wenn auch mit jedem Zeichengebrauch eine solche einhergeht –, sondern eine Veränderung im Denken des Adressaten: Sie soll bei ihm einen Gedanken hervorrufen, etwas Intelligibles.

Dieser Zweck ist erreicht, wenn verstanden wird, worauf das Zeichen hindeutet. Dazu muss es aber erst als Zeichen erkannt werden, man muss „diese Aufforderung, Mittheilung des Wesens auser mir für absichtlich erkennen“. <sup>54</sup> Eine sprachliche Handlung ist erst dann erfolgreich realisiert, wenn der Adressat den Gedanken eines Sprechers deshalb erkennt, weil er erkennt, dass der Sprecher ihm mittels des Gebrauchs von Zeichen diesen Gedanken zu erkennen zu geben beabsichtigt; weil er also die Ausdrucksabsicht erkennt:

„Soll ich ein Zeichen verstehen, so gehört dazu[,] daß ich es als Zeichen eines andern freien Wesens anschau, denn sonst bedeutet es mir nicht einen mitgetheilten Begriff. Also ein Zeichen ist es nur in sofern, als es dafür gehalten wird; wird es für ein Object gehalten, so ist es kein Zeichen.“ <sup>55</sup>

### III. SPRACHE IM ZEICHEN INTERPERSONALER WECHSELWIRKUNG

*Wechselwirkung.* Zum Begriff des Zeichens gehört es, dass es „Product des vernünftigen Wesens mit der Absicht in mir eine Erkennt[niß]. [N] hervor-

<sup>54</sup> FICHTE: *Kollegnachschrift*, 295.

<sup>55</sup> FICHTE: *Kollegnachschrift*, 295.

zubringen“<sup>56</sup> ist. Sprache soll „außer dieser Bezeichnung [des Gedankens; S.I.] ganz und gar keinen Zweck“<sup>57</sup> haben. Noch deutlicher spricht Fichte das an der folgenden Stelle aus:

„Bei der Sprache aber ist lediglich die *Bezeichnung* Absicht, nicht als Ausdruck der Leidenschaft, sondern zum Behufe einer gegenseitigen Wechselwirkung unserer Gedanken, ohne welche, wie so eben bemerkt wurde, eine unserm Triebe angemessene Wechselwirkung der Handlungen nicht bestehen kann.“<sup>58</sup>

Das heisst: sprachliches Handeln ist *ausschliesslich* durch die Ausdrucksabsicht konstituiert, durch den Zweck, einen Gedanken auszudrücken, um ihn einem Adressaten zu erkennen zu geben. *Darüber hinaus* wird mit sprachlichen Handlungen aber ein weiteres Ziel verfolgt, nämlich eine „Wechselwirkung unserer Gedanken“, die wiederum Voraussetzung einer „Wechselwirkung der Handlungen“ sein soll – und ohne Sprache soll diese Wechselwirkung nicht möglich sein.

Was damit gemeint ist, zeigt sich in Fichtes Beispielen: Ein Urmensch teilt seiner Horde durch ein Geschrei, welches das Brüllen eines Löwen nachahmt, mit, „daß er den Löwen gesehen habe, daß er sie darauf aufmerksam machen, und ihnen die Folgen von dessen Annäherung anzeigen wolle, damit sie sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung rüsten können“.<sup>59</sup> Und ähnlich stellt das Zeichnen von Fischen und Netzen im Sand verbunden mit hinweisenden Gesten „eine Aufforderung zum Fischen“<sup>60</sup> dar. In beiden Fällen beschreibt Fichte die Zeichenverwendung als Sprechhandlungen, eine Warnung im ersten, eine Aufforderung im zweiten Fall.<sup>61</sup> Aufschlussreich ist vor allem die implizite Charakterisierung im ersten Beispiel: (1) Mit dem Akt der Zeichenverwendung will der Sprecher seine Adressaten auf einen Sachverhalt aufmerksam machen, den er selber erkannt hat. (2) Mit (1) will er seine Adressaten auf die Gefahr aufmerksam machen. (3) *Damit* – mit (1) und (2) – verfolgt er die Absicht, die Adressaten zu einer Handlung zu veranlassen. Den Beispielen zufolge dient Sprache einem Sprecher also nicht nur dazu, einen sachbezogenen Gehalt und seine Absichten und Einstellungen zu kommunizieren, sondern er bezweckt mit seiner Mitteilung darüber hinaus das Handeln des Adressaten zu beeinflussen: Sie hat den Zweck, ihm Gründe für ein bestimmtes Handeln zu geben.

Hier ist nun auch der Punkt erreicht, wo Fichtes Sprachtheorie an das System der Wissenschaftslehre angeknüpft ist und wo verständlich wird, weshalb der Mensch ohne Sprache nicht gedacht werden kann: Sprache ist

<sup>56</sup> FICHTE: *Kollegnachschrift*, 296.

<sup>57</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 98.

<sup>58</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 103.

<sup>59</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 115f.

<sup>60</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 104.

<sup>61</sup> Zeichenverwendung muss bei Fichte zwar als Handlungsform, als Sprechhandlung verstanden werden, von einer *Theorie* der Sprechakte ist er aber natürlich weit entfernt.

Mittel zum Zweck – „zum Behufe“<sup>62</sup> – einer gegenseitigen Einflussnahme vernünftiger Individuen. Aus dem systematischen Gesichtspunkt der Wissenschaftslehre ist eine solche Einflussnahme Voraussetzung für die Möglichkeit des autonomen und selbstbewussten Individuums. Wenn gezeigt werden kann, dass tatsächlich *nur* Sprache diese Einflussnahme ermöglichen kann, ist Sprachfähigkeit selbst notwendig für den Begriff des vernünftigen Individuums. Die Sprachtheorie ist demnach aufs Engste mit Fichtes Interpersonalitätslehre verbunden, welche die Bedingungen der Wechselwirkung zwischen vernünftigen Individuen behandelt. Das Thema der Interpersonalität wird in der Sprachschrift erstmals angeschnitten und dann in der *Grundlage des Naturrechts*, in Hinblick auf das Rechtsverhältnis, detailliert entfaltet.<sup>63</sup>

*Praktisches Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung.* Eine vollständige Darstellung des systematischen Zusammenhangs würde bis zum ersten Grundsatz der Wissenschaftslehre zurück führen.<sup>64</sup> Für meine Zwecke reicht es aber aus, an jener Stelle der transzendentalen Erklärung des Selbstbewusstseins einzusteigen, an der sich zeigt, dass Selbstbewusstsein nur als individuelles (personales) Selbstbewusstsein gedacht werden kann und dieses wiederum den Begriff einer Pluralität selbstbewusster Individuen (Personen) voraussetzt, die untereinander in Beziehung stehen.

Fichte geht in der Deduktion im Ersten Hauptstück der *Grundlage des Naturrechts* davon aus, dass *praktisches* Selbstbewusstsein im Bewusstsein subjektiver Tätigkeit besteht, im reflexiven Wissen um diese Tätigkeit als solcher. Dies erfordert die Möglichkeit der Selbstzuschreibung einer Tätigkeit, welche ihren Grund im Subjekt selbst hat.<sup>65</sup> Diese Möglichkeit ist bei

<sup>62</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 103.

<sup>63</sup> Gewiss stand Fichte mit der vollständigen Interpersonalitätslehre aus der *Grundlage des Naturrechts* erst in den Vorlesungen zur Metaphysik und Logik eine tragfähige Grundlage zur Entwicklung der Sprachtheorie zur Verfügung (vgl. JANKE: *Die Wörter ‚Sein‘ und ‚Ding‘*, 55). Andererseits hat sich nach meiner Einschätzung das Beweisziel gegenüber der Sprachschrift von 1795 nicht verändert (vgl. auch SCHURR-LORUSSO: *Il pensiero linguistico*, 263), denn es steht bereits dort der Nachweis der Notwendigkeit der Sprache für eine „angemessene Wechselwirkung“ (FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 103) im Zentrum. Aufgrund der erst rudimentär ausgearbeiteten Interpersonalitätslehre kann er aber noch nicht mit der nötigen systematischen Konsequenz durchgeführt werden.

<sup>64</sup> Der Gedankengang wird in geraffter Form rekapituliert in FICHTE: *Logik und Metaphysik*, 159, und FICHTE: *Kollegnachschrift*, 293–295, wo er als „Auszug“ (FICHTE: *Kollegnachschrift*, 293) aus der *Grundlage des Naturrechts* deklariert ist. Ausser in der einschlägigen Literatur zu Fichtes Interpersonalitätslehre findet sich eine ausführlichere Rekonstruktion bei BAUMANN, Peter: *Von der Theorie der Sprechakte zu Fichtes Wissenschaftslehre*. In: HAMMACHER, Klaus (Hg.): *Der transzendente Gedanke. Die gegenwärtige Darstellung der Philosophie Fichtes*. Hamburg: Meiner 1981, 171–186.

<sup>65</sup> Vgl. FICHTE, Johann Gottlieb: *Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre*. J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. I,3. Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann 1966, 329. Das praktische, personale Selbstbewusstsein ist vom theoretischen oder transzendentalen zu unterscheiden, dessen Bedingungen Fichte vor allem in der *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* (1794) entwickelt und das

blosser Objekterkenntnis nicht gegeben, denn dabei ist das Subjekt durch die Objekte „gebunden“<sup>66</sup>, diese auf eine bestimmte Weise vorzustellen. Erforderlich ist jedoch, dass das Subjekt selbst der Grund für die Bestimmung von Objekten ist. Ein selbstbewusstes Subjekt muss sich die Objekte nicht nur vorstellen können, wie sie ihm gegeben sind, sondern es muss auch die Fähigkeit haben, einen möglichen Zustand eines Objekts zu denken und auf das betreffende Objekt derart einzuwirken, dass der mögliche Zustand wirklich wird: „[...] die Thätigkeit geht in sich selbst zurück [...] und ist insofern das *Bilden* des Begriffs von einer vorgesezten Wirksamkeit ausser uns, oder von einem Zwecke.“<sup>67</sup> Das heisst nichts anderes, als dass ein Subjekt gemäss einem selbstentworfenen Begriff – dem „Begriff vom Zwecke“<sup>68</sup> – handeln und durch dieses zweckgerichtete Handeln auf die Objekte der Sinnenwelt einwirken können muss.<sup>69</sup>

Sofern nun ein Subjekt gemäss autonom entworfener Zweckbegriffe handelt, kann es die Handlungsabsicht bzw. die darauf gründende Handlung tatsächlich sich selbst zuschreiben: Sie hat den Grund in ihm selbst. Für Fichte stellt sich allerdings die Frage, wodurch ein Subjekt überhaupt zu einer solchen autonomen Wahl von Zwecken motiviert sein könnte. Denn einerseits ist es darauf angewiesen, dass ihm ein Objekt gegeben ist, auf das sich seine Tätigkeit richten kann; soweit seine Tätigkeit aber von gegebenen Objekten abhängt, ist sie heteronom und folglich nicht selbstzuschreibbar.<sup>70</sup> Soweit die Zwecksetzung andererseits nicht von Objekten abhängt, müsste sie spontan durch das Subjekt erfolgen. Soll die Zwecksetzung aber nicht zufällig erfolgen, müsste das Subjekt Gründe für die Wahl haben – woher sollte es die aber nehmen, wenn ihm nichts anderes als Objekte gegeben sind? Eine völlig spontane Zwecksetzung geschähe ohne Grund und wäre nicht rational – von autonomer Wahl könnte nicht die Rede sein.

Die Auflösung des Dilemmas sieht Fichte darin, dass zwar der Anlass zur selbstbestimmten Zwecksetzung durch ein Objekt bzw. die Erkenntnis eines Objekts veranlasst wird, in diesem Objekt aber ein *Grund* für die Zwecksetzung erkennbar gegeben ist. Das muss so verstanden werden, dass das betreffende Objekt selbst Resultat zweckgerichteten Handelns ist, dass es

hier vorausgesetzt wird. Wichtig ist, dass das transzendente Selbstbewusstsein in der Konstitution objektiver Erkenntnis zwar auch durch eine subjektive Tätigkeit begründet wird. Diese ist aber nur durch die philosophische Analyse isolierbar und für das „gemeine“ Subjekt nicht selbstzuschreibbar.

<sup>66</sup> FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 330.

<sup>67</sup> FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 331.

<sup>68</sup> FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 346.

<sup>69</sup> Dazu gehört für Fichte freilich noch mehr: Das Subjekt muss über einen materiellen Leib verfügen, der sowohl mit Sinnesorganen ausgestattet wie auch artikuliert und beweglich ist, so dass er sich als Organ zur Ausführung von Handlungen eignet (vgl. FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, Zweites Hauptstück § 5f.). Von diesen Elementen kann hier aber abgesehen werden.

<sup>70</sup> Vgl. FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 341f.

also aufgrund eines Zweckbegriffs so besteht, wie es erkannt wird.<sup>71</sup> Die Verbindung der sinnlichen Erkenntnis eines Objekts mit einem Zweckbegriff, der sich im Objekt zeigt, führt auf den Begriff eines *anderen* Subjekts: Wenn das Objekt einem Zweckbegriff gemäss besteht, welcher seinen Grund nicht in der eigenen Vernunft hat, muss er diesen Grund in der Vernunft eines anderen haben.

Das heisst zusammengefasst: Zwecke und Handlungen sind nur selbstzuschreibbar, wenn sie autonom gewählt werden. Da die Gründe für eine Wahl jedoch weder aus der Erkenntnis von Objekten genommen werden noch spontan der eigenen Vernunft entspringen können, müssen sie durch eine andere Vernunft gegeben sein. Dass ein Subjekt sich selbst Absichten und Handlungen zuschreiben und damit ein Bewusstsein von sich als Individuum haben kann, setzt also den Begriff anderer Subjekte voraus, denen ebenfalls Zwecke und Handlungen zugeschrieben werden – nämlich zumindest die Zwecke und Handlungen, durch die dem Subjekt Gründe gegeben werden.

Fichte nennt solche Handlungen „Aufforderung“,<sup>72</sup> was sie aber nicht schon als sprachliche Handlungen kennzeichnen soll. Gemeint ist nur eine bestimmte Form der Einflussnahme: Der Zweck, den das andere Individuum damit verfolgt, ist „ein *Bestimmtseyn des Subjekts zur Selbstbestimmung*, eine Aufforderung an dasselbe, sich zu einer Wirksamkeit zu entschließen“.<sup>73</sup> Das heisst, das andere Individuum hat die Absicht, das Subjekt dazu zu „bestimmen“, seine Zwecke und Absichten selbst zu bestimmen. Nur durch kausale Einwirkung, reelles Handeln, kann dieser Zweck jedoch nicht erreicht werden, denn auf diese Weise würde die Selbstbestimmung des Subjekts zum vornherein verunmöglicht. Der Erfolg der Aufforderung hängt schliesslich von dessen autonomer Reaktion ab. Um aber autonom reagieren zu können, muss es erst die Aufforderung verstehen:

„Das letztere [das Vernunftwesen; S.I.] soll durch die Aufforderung keinesweges bestimmt, necessitirt werden, wie es im Begriffe der Kausalität das Bewirkte durch die Ursache wird, zu handeln; sondern es soll nur zu Folge derselben sich selbst dazu bestimmen. Aber soll es dies, so muß es die Aufforderung erst verstehen, und begreifen, und es ist auf eine vorhergehende Erkenntniß desselben gerechnet.“<sup>74</sup>

Zur Aufforderung gehört natürlich auch eine reelle Handlung: Dem Subjekt muss ein Objekt gegeben werden. Diese Handlung hat aber den Zweck, dem Subjekt einen Grund zur Selbstbestimmung seiner Handlungen zu liefern, und zwar dadurch, dass das Subjekt in der reellen Handlung die Absicht des anderen Individuums erkennt, ihm einen Grund zur Selbstbe-

<sup>71</sup> Vgl. FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 342.

<sup>72</sup> FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 342.

<sup>73</sup> FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 342.

<sup>74</sup> FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 345.

stimmung zu liefern. Und das andere Individuum muss auch die Absicht haben, diesen Zweck durch seine Handlung zu erkennen zu geben, d.h. auf die Erkenntnis rechnen. Es geht also um die Möglichkeit rationaler Einflussnahme, der Beeinflussung durch Gründe mittels deren Mitteilung. Sofern deren Möglichkeit nachgewiesen wäre, wäre das für das praktische Selbstbewusstsein Geforderte erreicht: „So gewiß daher das Subjekt dasselbe [das Objekt; S.I.] begreift, so gewiß hat es den Begriff von seiner eignen Freiheit, und Selbstthätigkeit, und zwar als einer von aussen gegebenen.“<sup>75</sup>

*Das interpersonale Verhältnis.* Es stellt sich für Fichte aber zuerst noch die Frage, wie es überhaupt möglich ist zu erkennen, dass gewisse Sachverhalte aufgrund von zweckmässigem Handeln bestehen bzw. dass das Verhalten einiger „Objekte“ zweckgeleitet ist und es sich bei ihnen um andere Subjekte handelt, denen Zwecke zugeschrieben werden können: „wie kommen wir dazu auf einige Gegenstände der Sinnenwelt den Begriff der Vernünftigkeit überzutragen, auf andere nicht; welches ist der charakteristische Unterschied beider Klassen?“<sup>76</sup> Da Zwecke intelligibler, begrifflicher Natur sind, können sie nicht unmittelbar an den empirischen Eigenschaften von Objekten und ihrem Verhalten erkannt werden. Es scheint keinen erkennbaren Zusammenhang zwischen einem Objekt und der Absicht, aufgrund der es besteht, zu geben.

Im Zweiten Hauptstück der *Grundlage des Naturrechts* vertritt Fichte die Ansicht, dass bereits die menschliche Gestalt eines Dinges ausreiche, es als vernünftig zu erkennen. Da nämlich der menschliche Körper von der Natur nicht auf eine bestimmte Funktion hin angelegt sei, müsse er erst durch die freie Vernunft zu einer spezifischen Funktion bestimmt werden. Er sei also bereits durch seine natürliche Unbestimmtheit als Werkzeug (Organ) der Vernunft angelegt, so dass aus dieser natürlichen Anlage auf Vernünftigkeit geschlossen werden könne. Es bedarf wohl keiner Ausführungen, dass diese an Herder erinnernde Ansicht keine hinreichende Erklärung für die Zuschreibung von Vernunft, Selbstbewusstsein und zweckgerichtetem Handeln ist. Die Gestalt stellt kein „sicheres Kriterium“<sup>77</sup> dar, sondern gibt höchstens einen Grund ab, ein Wesen *hypothetisch* als vernünftig anzusehen. Bereits in der *Sprachschrift* gibt Fichte aber ein besseres Argument, durch das dann auch eine *kategorische* Anerkennung begründbar wird: „[...] es bedarf noch die Idee des Handelns nach veränderter Zweckmäßigkeit, und zwar von einem Handeln, das verändert ist nach unsrer eignen Zweckmäßigkeit.“<sup>78</sup>

<sup>75</sup> FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 342.

<sup>76</sup> FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 380.

<sup>77</sup> FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 388.

<sup>78</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 101.

Beobachtbares Verhalten eines Objekts kann dann als Handeln eines vernünftigen Individuums verstanden werden, wenn es nur als Reaktion auf das eigene Handeln erklärbar ist; wenn das *eigene* Handeln bzw. der entsprechende Zweck bei der Erklärung *als Grund* für das beobachtbare Verhalten herangezogen werden muss. Da die eigene Absicht das Verhalten als Grund – und nicht als Ursache – beeinflusst, muss es sich um vernünftiges Verhalten handeln, das einem vernünftigen Individuum als seine Handlung zugeschrieben werden kann. Entsprechend muss das andere Individuum selber Absichten haben und über einen Begriff der Absicht verfügen, denn es muss die Absichten eines Subjekts als solche begreifen können, damit sie ihm Grund zur Modifikation seiner Handlungszwecke sein können.

Auf dieser Grundlage lässt sich der Prozess der Aufforderung nun präzisieren: Ein anderes Individuum erkennt die Absicht des Subjekts und anerkennt sie als Grund für die Modifikation seiner Zwecke und Handlungen. Aufgrund dessen, dass die modifizierte Handlungsweise des anderen Individuums nur durch den Einfluss der eigenen Absichten erklärbar wird, kann das Subjekt dieses als ebenfalls zweckmässig handelndes Subjekt erkennen. Durch diese Erkenntnis ist das Subjekt seinerseits veranlasst – aufgefordert –, die Absichten des anderen in seine eigene Zwecksetzung als Grund mit einzubeziehen und sein Handeln danach auszurichten. Ein Subjekt kann also nur dann die Absichten eines anderen Individuums als solche erkennen und als Gründe für die Bestimmung seiner Absichten anerkennen, wenn letzteres die Absichten des ersteren erkannt und in seine eigenen Absichten als Gründe mit einbezogen hat (mögliche Regress- und Zirkularitätsprobleme lasse ich hier einmal beiseite).

Was zu Beginn für die Möglichkeit des individuellen Selbstbewusstseins gefordert wurde, ist damit gegeben: Die Absichten des anderen Individuums sind ein „äusserer“ Grund für die Modifikation der eigenen Zwecke; und da Absichten das Subjekt nur rational beeinflussen können, bleibt seine Autonomie gewährleistet. Für Fichte setzt individuelles Selbstbewusstsein begrifflich ein interpersonales Verhältnis voraus, das auf dem gegenseitigen Erkennen von Absichten beruht, es ist eine „freie Wechselwirkung durch Begriffe, und nach Begriffen“.<sup>79</sup>

*Der Einfluss der Zeichen.* Der Zusammenhang von Interpersonalitätslehre und Sprachtheorie ist offensichtlich: Im Prozess von Aufforderung und Anerkennung geht es zentral um rationale Beeinflussung zwischen Individuen und die Erkenntnis von Absichten oder eben Gedanken anderer. Sprache, so lautete das Resultat von Teil I, ist für Fichte wesentlich durch die Absicht bestimmt, Gedanken zu erkennen zu geben „zum Behufe einer gegenseitigen Wechselwirkung unserer Gedanken“.<sup>80</sup> Es ist klar, dass Spra-

<sup>79</sup> FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 348.

<sup>80</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 103.

che, so konzipiert, im interpersonalen Prozess eine Rolle spielen *kann*. Unklar ist aber immer noch, weshalb Sprache für die Wechselwirkung durch Gedanken *notwendig* sein soll und aus der Natur der Vernunft folgt. Es scheint nicht wesentlich zu sein, dass für interpersonale Wechselwirkung sprachliche Zeichen verwendet werden, denn die Aufforderung ist ja nicht zum vornherein als sprachliche Handlung zu begreifen.

Auch Fichtes Begründung der Notwendigkeit der Sprache in *Von der Sprachfähigkeit* erscheint ungenügend: Sein einziges Argument für den Schritt zur Sprache als Voraussetzung, ohne die der Mensch nicht gedacht werden könne, beruht darauf, dass durch Sprache Absichten unmissverständlich, deutlicher und eindeutiger mitgeteilt werden können.<sup>81</sup> Dieser Punkt erbringt nicht viel: Sprache würde zwar die Effizienz der Kommunikation steigern, wäre aber dafür keineswegs unabdingbar.

Die folgende Stelle zeigt aber nicht nur den Zusammenhang von Interpersonalitätslehre und Sprachtheorie, sondern sie bringt vor allem deutlich Fichtes Ansicht zum Ausdruck, dass der Prozess des Erkennens und Anerkennens zwischen Individuen wesentlich des Zeichengebrauchs bedürfe und die Aufforderung als notwendig sprachliche Handlung verstanden werden müsse:<sup>82</sup>

„Aber ich kann auf ein freies Wesen ausser mir schliessen nur durch Mittheilung einer Erkenntniß. – .

(Naturrecht. – . Ich schliesse auf ein freies Wesen, als Ursache einer Einwirkung auf mich; inwiefern es nöthig ist, seiner Kausalität einen Begriff von derselben zum Grunde zu legen. Dies aber ist in keinem Falle nothwendig, ausser da, wo selbst ein Begriff beabsichtigt ist.)

Aber eine Erkenntniß lässt sich nur mittheilen durch ein Zeichen[.]“<sup>83</sup>

Es gilt nun, diese letzte Behauptung zu rechtfertigen, indem gezeigt wird, dass die im Rahmen der Interpersonalitätslehre beschriebenen Anforderungen an die Handlung der Aufforderung nur dann erfüllt sein können, wenn sie mittels Sprache vollzogen wird.

Damit eine Handlung H einer Person A eine Aufforderung an ein Subjekt S ist, muss sie folgende Bedingungen erfüllen:

(1) H ist eine reelle Handlung.

<sup>81</sup> Vgl. FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 102.

<sup>82</sup> Dagegen kommt BAUMANN: *Von der Theorie der Sprechakte*, 185, zum Schluss, dass Fichte die Frage nach dem konkreten Modus der Aufforderung offen gelassen habe, und schlägt selbst den Sprechakt im Sinne der Theorie der Sprechakte als „empirische[n] Modus der Konkrektion jenes ‚Aufforderns‘“ vor.

<sup>83</sup> FICHTE: *Logik und Metaphysik*, 159. Zum eingeklammerten Verweis auf das „Naturrecht“ vgl. FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 346: „Wenn sonach das Objekt, und hier, auch der Zweck einer Wirkung nur der seyn könnte, eine Erkenntniß hervorzubringen, dann wäre nothwendig eine vernünftige Ursache der Wirkung anzunehmen.“

Mit der Aufforderung muss dem Subjekt ein erkennbares Objekt, ein Gegenstand der Sinnenwelt gegeben werden, sei das ein materielles Ding oder ein Ereignis wie eine körperliche Bewegung.

(2) A tut H mit der Absicht, S zu einer autonomen Reaktion zu veranlassen.

In (2) ist bereits mit eingeschlossen, dass A die Zwecke von S anerkennt hat; durch seine Handlung behandelt A S nicht als blosses Objekt, sondern als vernünftiges Subjekt, das zur autonomen Zwecksetzung fähig ist. Die Absicht, dass S eine autonome Reaktion zeigt, kann aber nicht auf irgendeine Weise, insbesondere nicht durch kausale Einwirkung, erreicht werden, sondern nur dadurch, dass A S einen Grund zu handeln gibt:

(3) A tut H mit der Absicht, S mit H einen Grund zu geben, eine autonome Reaktion zu zeigen.

Der Erfolg von H hängt davon ab, ob S erkennt, dass ihm A mit H einen Grund für eine autonome Reaktion liefern will. Wenn die Handlung aber nur gelingen kann, sofern S die Absicht (3) erkennt, muss A mit H auch bezwecken, dass sie erkannt wird. Daraus ergibt sich die weitere Bedingung, dass seitens A „auf eine vorhergehende Erkenntniß desselben [des Vernunftwesens; S.I.] gerechnet“<sup>84</sup> ist:

(4) A tut H mit der Absicht, dass S (3) erkennt, nämlich dass A ihm mit H einen Grund zu geben beabsichtigt, eine autonome Reaktion zu zeigen.

Die Bedingung (4) ist deshalb notwendig, weil, wie bereits in Teil I gesehen, alle Handlungen in einem gewissen Sinn Absichten ausdrücken; für diese gewöhnlichen Handlungen ist es aber nicht konstitutiv, dass der Ausdruck der Absichten selbst auch beabsichtigt ist. Für eine Aufforderungshandlung reicht es aber nicht aus, dass H bloss kontingenterweise und beiläufig eine Absicht erkennen lässt, da in diesem Fall die Handlung nicht als Aufforderung (gemäß [1] – [3]) verstanden werden kann. Damit H als Aufforderung verstanden werden kann, muss sie auch als Aufforderung gemeint sein. Und dies, dass H als Aufforderung gemeint ist (3), muss A S auch zu erkennen geben. Anders gesagt: S soll deshalb erkennen, dass A ihm mit H einen Grund zur autonomen Reaktion zu geben beabsichtigt (3), weil S erkennt, dass A mit H diese Absicht (3) ausdrücken will (4).

Mit (4) ist das, was ich oben als Ausdrucksabsicht bezeichnet habe, für die Aufforderung konstitutiv und sie ist als notwendig sprachliche Handlung charakterisiert. Sie ist aber noch nicht notwendig eine rein sprachliche Handlung. Denn es besteht immerhin die Möglichkeit, dass die Ausdrucksabsicht nicht die einzige Absicht ist, die A mit H verfolgt, sondern dass A mit H auch einen realen Zweck zu erzielen versucht. Dieser könnte unabhängig davon realisiert werden, ob die Aufforderung realisiert wird. Obwohl Bedingungen (1) – (4) seitens A erfüllt wären, wäre es für S nicht eindeutig, ob H als Aufforderung gemeint war oder nur den realen Zweck

<sup>84</sup> FICHTE: *Grundlage des Naturrechts*, 345.

verfolgte. Hier kann Sprache nun tatsächlich zu Unzweideutigkeit und Unmissverständlichkeit beitragen: Nur wenn nichts anderes beabsichtigt ist, als der Ausdruck der Absicht, ist H eindeutig eine Aufforderung. Es geht dabei nicht um die Klarheit des ausgedrückten Gedankens, wie Fichte in der *Sprachschrift* dachte,<sup>85</sup> sondern darum, dass die Handlung unmissverständlich die Rolle des Zuerkennengebens eines Gedankens hat. Deshalb ist noch eine letzte Bedingung anzufügen:

(5) A tut H ausschliesslich mit den Absichten (2) – (4).

Kommt (5) hinzu, ist mit H nun „schlechterdings nichts weiter beabsichtigt, als die Bezeichnung des Gedankens“.<sup>86</sup> Das macht aber das Wesentliche der Sprache aus und das macht H zu einer rein sprachlichen Handlung, die im Gebrauch eines Zeichens besteht. Die Aufforderung ist deshalb notwendig sprachlicher Natur, weil mit ihr ein intelligibler Zweck verfolgt wird, nämlich die rationale Beeinflussung: Einzig die Kenntnis der Absicht des anderen soll einem Subjekt einen Grund geben, seine eigenen Absichten auf diese oder jene Weise zu modifizieren. Dafür muss die Möglichkeit der Kommunikation von Gedanken bzw. Zwecken oder Absichten gegeben sein, und das ist letztlich und in reiner Form nur durch die Sprache gewährleistet.

Die gegenseitige Anerkennung ist nicht als einmalige Angelegenheit zu verstehen, sondern bildet die in allem Handeln zu etablierende Grundlage interpersonaler Beziehungen. Deshalb ist auch Sprache das ständig erforderliche Mittel, die dafür notwendige Kommunikation der Absichten zu ermöglichen, solange die gegenseitige Einflussnahme rational und unter Gewährleistung individueller Autonomie vonstatten gehen soll. Nur sie erlaubt es, dass Interessen, Überzeugungen und Absichten zwischen Individuen systematisch ausgetauscht und untereinander abgestimmt werden können. Entsprechend verneint Fichte die Frage: „kann der Mensch ohne Sprache gedacht werden?“<sup>87</sup> denn gegenseitige Anerkennung ist konstitutiv für das vernünftige, selbstbewusste und autonome Wesen, den Menschen, und das geht nur mit Sprache:

„Ich bin; ich bin mir meiner als vernünftigen Wesens bewusst, lediglich in sofern ich mich als Individuum setze; dieß aber nur in dem ich ein vernünftiges Wesen neben mir annehme, dieses kann ich nur insofern als mir ein Begriff mitgeteilt wird, u. dieses ist nur möglich durch ein Zeichen.“<sup>88</sup>

<sup>85</sup> Vgl. FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 102.

<sup>86</sup> FICHTE: *Von der Sprachfähigkeit*, 98.

<sup>87</sup> FICHTE: *Logik und Metaphysik*, 158.

<sup>88</sup> FICHTE: *Kollegnachschrift*, 293.

*Abstract*

*Language was of no particular importance for the early transcendentalists. Hence, Fichte's treatise on language from 1795 is unique in this respect. It is however not obvious how the theory of language is related to his Wissenschaftslehre and whether it bears any transcendental significance. The present paper shows that the theory of language is an indispensable part of Fichte's project. His account of language as an intention-based form of interaction between rational subjects is systematically linked to his theory of intersubjectivity: language is a necessary condition for the possibility of the mutual acknowledgment of autonomous, self-conscious persons.*